

## Kolumne des Schulleiters

### Das möchte ich gern mal ansprechen.....

- Heute: - New York, New York - Immer Hand aufs Herz
- Beim Principal - A Song For Me
  - Gute Leute - Ewige Flamme - Land und See

### Liebe Leser,

mit 29 Schülern unserer Oberstufe für drei Wochen in den Vereinigten Staaten - eine bereichernde und unvergeßliche Erfahrung. Davon möchte ich berichten: keine Sorge, nicht von dem Erleben und (schlechthin lobenswerten) Verhalten der jungen Leute (sie brauchen einen Vor-Mund nicht). Sondern: was mir bemerkenswert erschien, sei hier notiert. Momentaufnahmen, die gewiß zufällig sind und ergänzungsbedürftig.

Da war am Anfang das Eintauchen in diesen gigantischen Inselstadtteil, der den Besucher in seine Häuserschluchten einsaugt wie in Strudel, betäubend und überwältigend. Alles ist in Bewegung und von allem zu viel: die nicht endende Wohnblocklandschaft, der Verkehr, die Reklame, die hastenden Menschen. Dem taumelnden Blick gliedert sich das freilich bald; das pulsierende Einbahnstraßensystem, die Zielstrebigkeit der Menschen, da waltet hohe Rationalität, die ich nicht abscheulich finden kann. Dahinter wird mir ein Traum spürbar, den die Menschen träumen, die diese Stadt aufgebaut haben und darin leben, der Traum von der Größe und den Möglichkeiten des Menschen, der immer über sich hinauswill. Ich spüre diesen Traum bei der Fahrt mit der Subway in klappernden und vergammelten Wagen, er wird ganz greifbar, als wir vom Empire State Building aus an einem herbstklaren Abend die Stadt bis zu allen Horizonten hin sich weitend sehen, ein unendliches Lichtermeer.

Unwirtlichkeit der großen Städte ? Gesichtlose Anonymität, Entwurzelung, Verelendung in der Massengesellschaft ? Sicher das auch. Aber auch das ist wahr: die fast schon liebevolle Art, mit der der Cicerone auf der 3 hour sightseeing cruise around Manhattan Island seinen Landsleuten das Stadtbild vermittelt. Da hat Kissinger seine Wohnung und da Norman Mailer und da und da ..... Fensterzeilen gehören zu menschlichen Wohnungen, die Steinwüste lebt. Amerikanische Kollegen in Jamestown, allerdings, bekommen kalte Augen, als ich meine Impressionen ausplaudere. Da müssen Sie das mal im Winter sehen, weh-

ren sie ab, kritische Intellektuelle, die sich gegen Konformismus sträuben. Aber mir genügt ja New York im Sonnenschein, im Herbst, fürs erste.

Der Empfang in Jamestown ist herzlich. Alles was folgt zum Ablauf unseres Besuchs, erweist sich als praktisch und nützlich und ist bestimmt von freundschaftlichem Bemühen um die Gäste aus Deutschland. Bald hören wir: vor euch waren Italiener da, na ja, aber nun, ihr seid Deutsche. Da wissen wir, es gibt nicht nur uns, aber wir haben einen Ruf, der verpflichtet - wozu nur ? Diszipliniert sein und fleißig und so ? Spätestens von da an wird mir bewußt, daß man nichts voneinander weiß, daß Schüleraustausch wirklich notwendig ist. Wie weit ist es von eurer Wohnung bis zur Mauer ? wird einer unserer Schüler gefragt. Und ein anderer: bist du ein Nazi ? Und unsere Schüler staunen nicht schlecht über manche Züge im amerikanischen Deutschlandbild. Weißblau steht hoch im Kurs. Deutsch, das ist Bayern und vor allem das Oktoberfest. Sie staunen auch, wie streng die Schulzucht ist in diesem freien Land und wie oft und ernsthaft da beispielsweise Feueralarm geprobt wird, und all die Fahnen und immer Hand aufs Herz.

Natürlich möchte ich den Principal der High School, meinen Kollegen also, kennenlernen, um durch persönlichen Kontakt die Austausch-Beziehung zwischen den Schulen zu festigen. Erst nach geraumer Zeit kommt die Begegnung zustande oder besser: eine Art Sprechstunde. Mein Kollege ist schon eine deutliche Erscheinung, schlank und groß und scharfgeschnittenes Gesicht, kühle sehr helle Augen, zwingende Bewegungen, boss der 1600 Schüler und 130 Lehrer. Unversehens sitzen wir drei Deutschen und Herr C., der (aktive und sehr effektive) Leiter des languages departments, im Halbkreis vor dem Schreibtisch, und ich komme mir vor, als wollte ich ein ungeratenes Kind zur Schule anmelden (aber wirklich, ich bin zu empfindlich jetzt). Mein Kollege zieht die mir nicht vertraute Schulleiterschau ab: es ist alles zu viel .... er hat gute Leute (Blick auf Herrn C.), sonst wüßte er nicht wie..... aber ohne ihn geht eben auch nichts. Meine Nachbarn bemühen sich, mit Zwischenbemerkungen ein Gespräch in Gang zu bringen (mein bißchen Englisch hat da keine Chance), doch das irritiert sichtlich, da ist keine Neigung zu einem diffizilen europäischen sic et non. Immerhin erfahren wir: Ja, auch seine Schule ist zahlenmäßig rückläufig, die Schülerschaft ist nicht mehr so aufgeregt wie vor Zeiten, Drogen, das kommt vor, sie haben zwei Krankenschwestern in einer medizinischen Station im Haus, ein Drittel aller Kinder aus geschiedenen Ehen, regelmäßige psychotherapeutische Betreuung.

Das war's dann auch, und später sehe ich den Mann nur noch einmal von weitem. Die amerikanischen Kollegen wurmt es, daß nichts weiter folgt, das geht gegen das Landesübliche. Aber ich weiß doch, daß Deutsch für ihre Schule nicht so viel bedeutet wie Spanisch oder Französisch, und damit gut. Und eine andere Ehrung wird mir zugedacht, die mir nun ehrlich Freude macht. Gerade eben tagt der Rotary Club in Jamestown. Sie laden mich dazu ein. Eine würdige Männergesellschaft empfängt mich und hört mein Grußwort an, das ich deutsch

verfaßt habe und das dann von Familie C. übersetzt und amerikanisiert wurde und mit den Worten schließt: Finally, I would like to mention that one who was saddened by war between our two countries, I am now particularly happy in my older years to be the witness of peace and friendship between our countries. Concerning the continued friendship between our two schools, we are off to a good start. Der Beifall ist herzlich. Nach Nationalhymne und Gebet nehmen sie eine Art Gesangbuch zur Hand und singen das Lied vom Edelweiß Ihnen zu Ehren, wird mir bedeutet; und nie habe ich Männer schöner singen hören (außer vielleicht Montanara im Fernsehen).

Für die Zeit in Jamestown bin ich bei Deutschamerikanern untergebracht, die mich mit einer Gastfreundschaft umsorgen, als wäre ich schon immer ein Familienglied. Sie sind 1956 ins Land gekommen und haben sich mit harter Arbeit eine ansehnliche Existenz geschaffen, das eigene Haus, die beiden Wagen, der Freundeskreis, die fünf Söhne, die alle auf einem guten Weg in die amerikanische Gesellschaft sind. Gut ist man über die alte Heimat informiert, ihr auch immer noch verbunden, interessiert fragt man mich nach der neuen Kölner Museumslandschaft, von der ich (zu meiner Schande) auch nur weiß, was in der Zeitung stand. Auch gibt es einen deutschen Club, der jährlich für Jamestown ein Oktoberfest ausrichtet. Mitglieder treffen sich an einem Abend zu einem Dinner bei meinen Gastgebern, um durch mich von "druben" zu hören; da gerate ich in die Rolle des kritischen Intellektuellen, für den die Welt nicht nur aus schwarz und weiß besteht. Die erwartete Militanz (wogegen auch immer) kann ich nun wirklich nicht herauschmettern, es ist halt alles ein bisschen kompliziert im alten Europa. Sie verstehen das schon, auch wenn jemand meint, die besten Deutschen leben wohl doch in den Staaten. Bleibender Eindruck: daß ethnische Traditionen des Herkommens in diesem großen Land wie selbstverständlich weiterleben, ohne daß die Menschen deswegen unamerikanisch waren oder würden.

Auf dem Bücherbord stehen zwei gerahmte Fotos: ein Mann der Kriegsmarine, ein Feldgrauer, junge Gesichter, straffe Uniformen. Es sind die Väter meiner Gastgeber, die im Zweiten Weltkrieg für Deutschland kämpften. Zwei ihrer Enkel sind Captain bei der Army, einer auf Hawaii, der andere in Bayern. Den Zweitjüngsten soll ich kennenlernen, er studiert in Washington aufs Leutnants-examen, um dann Pilot zu werden auf einem der großen Trägerschiffe. Am Wochenende haben sie Marineball, die Eltern sind eingeladen und nehmen den weiten Weg auf sich, gerne folge ich dem Angebot und fahre mit. So komme ich für ein paar Stunden in die Hauptstadt, in Kontakt mit Offiziersanwärtern der Navy und zum Grab des Präsidenten Kennedy.

Dem Ball geht eine Cocktailparty voraus, zu der ich willkommen bin. Da drängen sich die marineblauen Gestalten, ein bißchen schon mit Gold betreibt, weiße Mütze unterm Arm, dazu die pretty girls, in großer Garderobe, langes gestuftes Abendkleid, Schulter frei, Rücken frei, toll frisiert, Gesichter von schwedisch bis mexikanisch. Ich sehe, die meinen das ernst, wie bei uns in wer weiß was für Zeit-

ten. Ihr General ist natürlich ein toller Knabe, sagen sie. Als ich vorsichtig frage, ob noch Erfahrung mit war II, streift mich ein rascher Blick, und mein Kadett sagt: no, vietnam, wobei er das a zu einem ä irgendwo hinten im Hals zerquetscht. Ich bin aber auch zu vorgestrig .....

Später stehe ich am Gitter vor dem Park ums Weiße Haus; die Fahne ist aufgezogen, der Präsident ist zu Hause. Eine unendliche Menschenschlange wartet geduldig auf eine Besichtigungsmöglichkeit. So viel Zeit habe ich nicht für den Mister President; aber man kann Presidents auch auf die Schnelle nahe sein: im Weggehen entdecke ich eine geschäftstüchtige Fotografin, die Ronald und Nancy als Pappkameraden bunt und lebensgroß so aufgebaut hat, daß man sich zwischen sie stellen und ihnen die Arme um die Schulter legen kann - das Familienbild fürs Familienalbum. Lieber will ich nach Arlington. Es geht über den vertraumten Potomac und ist gar nicht so weit. Und dann das Grab, man muß nur dem Menschenstrom folgen, eine würdige Anlage unterhalb eines grünen Hügels, eine ewige Flamme brennt. Monumental die Worte auf der steinernen Brüstung: Frage nicht, was kann mein Land für mich tun, frage, was kann ich für mein Land tun..... Gerührt stehe ich zwischen Chinesen und Puertoricanern und hohen Farmergestalten mit hellblauen Augen und die Kameras klicken. O mein Vaterland, denke ich, was haben deine Söhne und Tochter nicht alles für dich getan in deiner leidvollen Geschichte.

Zu den Niagara-Fällen kommen wir und nach Florida - und wie weit ist dieses Land und wie abwechslungsreich. Wie schön auch, wenn man sich Zeit läßt fürs genauere Hinschaun: diese sanft hingezogenen Hügel in der Umgebung von Jamestown, der Herbst mit seinen flammenden Bäumen, eine Leuchtkraft, die niemals verblassen will. Oder dieser Nachmittag am Erie-See. das Ufer menschenleer, der Himmel blau mit Silberwolken, der See klar und hell bis zum Horizont, keine Rauchfahne, kein Segel. Rückfahrt am Lake Chautauqua entlang, der eingefaßt ist von Baumbestand, der sich bis ans Wasser zieht, ins dunkelnde Grün Siedlungen geschmiegt, Abendsonne legt goldene Bahnen aus Indianersommer kündigt sich an.

Man kann das nicht auserzählen, und jeder hat sein eigenes Bild mitgebracht von dieser Austauschreise. In einem aber sind alle einig, die mit unserer Gruppe unterwegs waren: gegenseitige Besuche sind notwendig für Verstehen und Verständigung, und man kann nur wünschen, daß demnächst zahlreiche junge Amerikaner unserer Einladung hierher folgen.

Mit freundlichem Gruß

Ihr   
Schulze